

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1925**

12.4.1925 (No. 15)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

14. Jahrg. No 15



12. April 1925

## Hans Benzmann / Passionsstimmung in der Weltgeschichte.

Schon oft lag wie ein düsterer schwerer Traum Karfreitagsstimmung über den deutschen Landen und der ganzen Christenheit. Aus versunkenen Jahrhunderten tönen die verzweifelungs-vollen Klagen erschütternd in unsere Seele, und es ist kein Zufall, sondern ein Ergebnis tragischer Weltharmonie, daß die Gesänge von der Passion Christi zusammenklängen mit denen von der Passion des Menschen und der Menschheit, mit denen von der Eitelkeit des Lebens und vom Bohn des Weltgerichts. Bernhard v. Clairvaux (geb. 1091 zu Fontaines in Burgund) sang seinen gewaltigen Hymnus „De passione Christi“ mit der ergreifenden Strophe:

Sei gegrüßt, du Haupt voll Wunden,  
Von dem Dornenkranz umwunden,  
So zerstoßen, voller Blute,  
So zer schlagen von der Aute,  
Ingespieen und verhöhnt.  
Seid gegrüßt, ihr holden Büge,  
Rein und keusch und ohne Lüge,  
Ach! Wie ist das Rot der Wangen  
Fest so fahl und bleich zergangen,  
Dess', vor dem das All erdröhnt.

Nach diesem Hymnus hat Paulus Gerhart seinen wunder-vollen Karfreitagsgesang „O Haupt voll Blut und Wunden“ ge-dichtet. Und ein Jahrhundert nach Bernhard v. Clairvaux stimmte Thomas von Celano, der spätere Rufos von Köln, Worms und Speyer, seinen furchtbaren, düsteren Hymnus vom Tage des Ge-richts „Dies irae, dies illa, solvet saeculum in favilla, teste David cum Sibilla“ an.

Wie ein Hammer schlägt das Lied mit drei geheimnisvollen Reimklängen zerschmetternd an die Menschenbrust. Den vollen Eindruck gibt allein das lateinische Original. Jede deutsche Ueber-setzung ist unzureichend, denn keine vermag die Strenge und Kürze der Form und des Ausdrucks wiederzugeben, welche diesem Liede eigen sind. Unmittelbar neben diesem poetischen Koloss erhebt sich die Schöpfung eines anderen Franziskaners, des Jocoponus (gest. 1306), das wundervolle Lied von dem ewigen Schmerze der Mutter um den gekreuzigten Menschensohn, das „Stabat mater dolorosa“.

Tränenvoll, in Gram zerfloßen,  
Stand am Kreuz des göttlich Großen  
Mutter, wo er sterbend hing;  
Durch das Herz, das Gram durchwühlte,  
Das ganz mit ihm litt und fühlte,  
Ihr des Schwertes Schneide ging.

Schon seit Jahrhunderten, seit Augustinus, Ambrosius, Pru-dentius, Sedulius, Gregor dem Großen klangen die Passions-hymnen mannigfaltig und ergreifend aus der Tiefe des mensch-lichen Glends, der Buße und der Verzweiflung empor, in Hunder-ten von Volksliedern erkante unmittelbar und inniger, eindring-licher und inbrünstiger noch dieses Leid der Menschenherzen. Schon Roffler der Ältere von St. Gallen (geb. 850) stimmte erste Kar-freitagssequenzen an „media in vita in morte sumus“ — und viel folgten ihm. Das Lied von der Passion überklang fast das von der Weihnachts- und Osterfreude. In vielstimmigem Orchester, der answellend im Laufe der Jahrhunderte, stieg die Symphonie des Leidens gen Himmel empor. Aber niemals erklang sie erschütternd-

der, als in jenen drei großen Hymnen, niemals faßte sie alles Menschenelend in solcher Größe und in so tiefem tragischem Ernste zusammen.

Und immer wieder liegt Karfreitagsstimmung über Deutsche-land und über der Welt. Wir gedenken der vielen Abmerzlige, der Einfälle der Ungarn und Polen, der schweren inneren Fehden, die ja nichts anderes waren als Bürgerkriege. Wir gedenken der Sunden, die Deutschland oft heimsuchten. Es klingt vernehmlich die Stimme eines alten Chronisten in unserer Zeit:

„Anno 1349, da kam ein großes Sterben in Deutschland, das ist genannt das große Sterben, und starben an der Drüsen, und wen das anging, der starb am dritten Tage, und der Massen starben die Leute in den großen Städten, zu Köln, zu Mainz usw. und also meistens alle Tage mehr denn 100 Menschen; in den kleinen Städten starben täglich 20, 24, oder 30. Das währte in jeglicher Stadt und Land mehr denn ein viertel Jahr, und starben zu Limburg mehr denn 2400 Menschen, ausgenommen die Kind. Da das Volk den großen Jammer sahe vom Sterben, das auf Erdr-reich was, da fielen die Leute gemeinlich in eine große Reue ihrer Sunden und suchten Pönitentien, und taten das mit eigenem Willen, und nahmen den Papst und die heilige Kirche zu Hilf und Rat, das große Thorheit was und große Unvorsichtigkeit und Ver-säumniß und Verstopfung ihrer Seelen. Und verhaften (verban-den) sich die Mannen und im Land und gingen mit den Geißeln, hundert, zwei oder drei hundert, oder in Massen. Das waren die Geißlergesellschaften, die Flagellanten, wohl auch Voiklenbrüder genannt, von vielen Voiklen (Reisen, Strophen), die sie sungen.“

In wunderlichem Kostüm, rote Kreuze an den Hüften, mit Fahnen, Kreuzen und Kerzen zogen diese Voiklenbrüder unter Blodenklang paarweise durch Dörfer und Städte, indem sie sangen: „Nu ist die betevart so her, Christ reit selber gen Fern-salem, er vüert ein crütze an siner hant, nu helfe uns der heilant.“ Wenn sie in die Kirche kamen, fielen sie mit kreuzweise ausgebrei-teten Armen nieder auf die Erde, daß es klapperte. Dann erhoben sie sich unter dem Gesang: „Nu hebet uf die urenen hende, das got dis große Sterben wende.“ Nachdem dies sich dreimal wieder-holt hatte, kamen die ehrbaren Leute des Ortes und luden die Geißler heim, einer vier, sechs oder sieben, und taten ihnen güt-lich über Nacht. Mindestens zweimal des Tages geißelten sie sich zur Sühne ihrer Sunden. Das geschah im freien Felde oder auf den Kirchhöfen. Sie gingen dabei singend und sich mit Geißeln und Riemen schlagend im Kreise umher. Die Geißeln hatten vornen Knöpfe, daren waren Nadeln gesteckt, also „daß mancher sehr blutete“.

Und weiter lassen uns die ungeheuren Geschehnisse der Gegen-wart oft einer anderen Zeit gedenken, die auch voll der Schrecknisse war, der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. In ihr wurzeln die Dichter des deutschen Barocks, das an seiner Stirn die Embleme des Kriegsgottes trägt. Von ihrer Schwermut und ihrer tiefen Resignation werden auch die Dichtungen eines der merkwürdigsten Dichter Deutschlands, des in Groß-Glogau 1616 geborenen Andreas Gryphius, getragen. Diese wichtige Kunst des Barocks erschließt in ihren starken, oft starren Formen einen sektischen Reichtum von eindringlicher persönlicher Art, von bezwingender, gradliniger Unmittelbarkeit. Und so vor allem Gryphius, dessen Leben eine



Reihe von schweren Leiden, dessen tiefführendes Gemüt durch den furchtbaren Krieg und die leibliche und seelische Verelendung seiner Mitmenschen zermüht war. So klagt er im Jahre 1696, als der Krieg noch im heftigen Brande war, in ungemein wuchtigen Versen:

Wir sind nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret!  
Der frechen Völker Schar, die rasende Posaun,  
Das von Blut fette Schwert, die donnernde Kartau,  
Hat allen Schweiß und Fleiß und Vorrat aufgezehret,  
Die Türme stehn in Blut, die Kirche ist umgekehret,  
Das Rathhaus liegt in Grauß, die Starken sind zerhauen . . .  
Und er schließt mit der bedeutsamen Wendung:

Doch schweig ich noch von dem, was ärger als der Tod,  
Was grimmer denn die Pest und Blut und Hungerknot:

Lebrecht Mayer / Was nach dem Tod?

Was von einem in alter Zeit gesagt worden ist: „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?“ Das gilt von Millionen, bewußt oder unbewußt. Wohl gibt es auch viele, welche die Fortdauer der Menschenseele leugnen. Aber daneben gehen die vielen anderen. Wenn der große Aristokrat auch meint: „Ein Sudduzäer will ich bleiben. Das müßte mich zur Verzweiflung treiben, daß von dem Volk, das mich hier umdrängt, auch würde die Ewigkeit eingeengt. Das wäre doch nur der alte Platsch, drehen gibts nur verklärten Klatsch.“ So hofft anders der große Schwabe: „Wohl blühet jedem Jahre sein Frühling mild und licht. Auch jener große, klare, getroßt er fehlt dir nicht. Er ist dir noch beschieden am Ziele deiner Bahn, Du ahnest ihn hienieden, und droben bricht er an.“ Diese Berufung auf das Leben in der Natur hat gewiß ihr gutes Recht. Nur sagt sie uns eben doch nicht ganz, worauf es uns ankommt, nämlich, daß wir selbst als die gleiche Person die wir hier auf Erden gewesen sind, fortleben. Schwerer wiegt das übereinstimmende Urteil aller Völker. Der Glaube an das Fortleben nach dem Tode findet sich in der Tat auf der ganzen Welt. Auch bei den erst in neuerer Zeit entdeckten kulturarmen Völkern im Innern Afrikas oder der Sunda-Inseln herrscht überall dieser Glaube. Muß diesem allgemeinen Glauben nicht eine Wahrheit zugrunde liegen? Muß nicht der Mensch notwendig dazu geführt werden, wenn tatsächlich alle Völker dazu geführt worden sind? Allerdings einen zwingenden Beweis für das Fortleben nach dem Tode können wir daraus nicht entnehmen. Wir müssen ins Zentrum der Sache eindringen, wenn wir zum Ziele gelangen wollen. Wir müssen unser Ich selbst befragen. Unser Ich ist das Bleibende in der Flucht der Erscheinungen. Die Biologie weist nach, daß die Stoffe des Körpers sich alle sieben Jahre erneuern. Nach je sieben Jahren ist der Leib des Menschen ein total anderer. Das Selbstbewußtsein aber bleibt das gleiche. Meine Vorstellungen, Wünsche, Begierden haben sich freilich seither geändert, aber mein Ich ist dasselbe geblieben. Ist es denkbar, daß diese Kraft, die allem irdischen Wechsel troßt, dann plötzlich einmal zu existieren aufhört? Weist nicht vielmehr alles darauf hin, daß sie ihr Dasein weiterführen werde, unabhängig vom Leibe, wenn er ihr nicht mehr als Organ dienen kann, wie sie jetzt schon zum Teil von ihm unabhängig war?

Diese Erwägung wird verstärkt durch das „Gesetz der Erhaltung von Stoff und Kraft“, das eines der obersten und zuverlässigsten der Naturforschung ist. Nichts vergeht im Weltall. Was zu vergehen scheint, setzt sich nur in andere Formen um. Sollte nun nur diejenige Kraft, die im Menschengeist liegt, vergehen? Sollte hier allein eine Ausnahme von der allgemeinen Regel stattfinden? Das ist nicht denkbar. Deshalb haben zahlreiche Denker, die sonst wahrscheinlich eine gegenteilige Ansicht vertreten hätten, aus diesen Erwägungen heraus die Fortdauer der Seele nach dem Tode behauptet. So sagt, um nur einen anzuführen, Paulsen: „Unsterblichkeit im Sinne der Ewigkeit ist unzweifelhaft eine notwendige Vorstellung. Daß ein Seelenleben absolut vergehe, ist auf jede Weise undenkbar.“

Hans Bött / Der Tiefenbronner Hochaltar.

Schon belebt sich in Wald und Feld die Natur aufs Neue: ein Treiben und Knospen überall, so daß der enttäuschte Winterforsker leicht aufatmend einem warmen, sonnigen Frühling entgegenwandert und seinen Schmerz vergißt. In solcher Stimmung muß ich unwillkürlich an einen Tag des vergangenen Herbstes denken, da ich mit einigen Freunden von Pforzheim aus auf wundervollem Weg durch das vielgestrümmte Würmtal an der Ruine Liebened vorüber nach dem badischen Dörschen Tiefenbronnen wanderte.

Dort in einem alten, kleinen Kirchlein, das leider nicht stillrein ist, befindet sich ein Hochaltar von solcher Einheitslichkeit, der auf jeden Beschauer — und zu denen gehört jeder Mensch, der zur altdeutschen und oberdeutschen Malerei in einem echten Verhältnis steht — eine überaus starke Wirkung ausübt, denn wir

Daß auch der Seelen Schutz so vielen abgezwungen.  
Es ist immer und überall die drohende, lastende Stimmung des „Dies irae“. Und als endlich der Krieg zu Ende geht, da widmet er dem wieder eingekerbten Frieden Strophen wehmütiger Freude:

Herr, vor dem unser Jahr als ein Geschwäh und Scherzen,  
Fällt meine Zeit nicht hin wie ein verschmelzter Schnee?  
Laß doch, weil mir die Sonn' gleich in der Mittagshöh,  
Mich doch nicht untergehn gleich ausgebrannten Kerzen.

Aber die Stimmung des Karfreitags ist auch dem tiefsten Troste nah. Folgt diesem schweren Tage, diesem Gipfel der Passion doch die Auferstehung des Heilands. Folgte doch jenen dunklen Zeiten immer wieder eine Erhebung aus Schuld und Schande, Elend und dumpfer Trauer, ein Völker- und Menschenfrühling!

Mit dieser Gewißheit noch stärker erfüllt uns der Inhalt unseres Selbstbewußtseins. Die Naturforschung redet viel von „Zielstrebigkeit“. Jedes Wesen ist daraufhin angelegt, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Die Natur rüstet z. B. den Vogel, der das nordische Klima nicht ertragen kann, mit starken Schwingen aus und verleiht ihm den Trieb, vor dem Winter den warmen Süden aufzusuchen, während sie umgekehrt den Tieren, welche den Winter in kalten Gegenden zubringen müssen, ein wärmeres Kleid gewährt oder sie zum Schlaf in schützende Höhlen treibt. Sie schafft keine Bedürfnisse, die sie nicht auch befriedigen könnte. Nur der Mensch trägt ein Sehnen in seiner Brust, das sie nicht zu stillen vermag. Er leidet unter dem Zwiespalt, nicht ganz zu sein und auf Erden wie ganz werden zu können, was er sein möchte und sollte. Es ist schwerlich zu glauben, daß einer sich je von seinem Leben ganz befriedigt fühlen könnte. Es sind unftreitig die am höchsten stehenden Menschen, welche dies Verlangen am stärksten empfinden. „Sein Sehnen geht hinüber“. Sollte es aber bloß ein Sehnen geben und nicht auch eine Erfüllung desselben? Sollte der Mensch nie eine Stätte finden, wo er vor den Stürmen geborgen ist, wie der Zugvogel im warmen Süden? Er wäre der unglücklichste aller Geschöpfe, wenn dies sein Sehnen nach Leben, nach Freiheit, nach Vollkommenheit nie gestillt würde. Goethe sagt: „Wenn ich bis ans Ende rafflos wirde, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“ Und wie begeistert ruft Schiller aus: „Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn, erzeugt im Gehirne des Toren. Im Herzen kündigt es laut sich an: Zu was Besserem sind wir geboren! Und was die innere Stimme spricht, das täuscht die hoffende Seele nicht.“

Oder betrachten wir die Menschenschicksale. Da kämpft einer für Recht und Wahrheit. Umsonst, er bringt nicht durch. Ein anderer spricht allem Guten Hohn, in Wort und Werk. Er hat Erfolg, ihm jubelt man zu, er wird groß in der Welt. Ist es nun nicht ein Postulat des Rechtsgefühls, daß einmal ein Ausgleich erfolge, auch äußerlich sichtbar das Gute triumphiere und das Böse gerichtet werde? Die Menschheit ist immer wieder auf diesen Gedanken geföhrt worden. Er findet sich in allen Religionen und ist nicht damit abgetan, daß man über die Vorstellungen von Himmel und Hölle spottet. Auch unser Gewissen gibt ihm recht, uns ist immer gefährlich, sich mit diesem Zeugnis in Widerspruch zu setzen. Vor unser Auge treten ferner alle die Menschen, welche in diesem Leben verkürzt worden sind: Gebrechliche, Verarmte, im Feld Gefallene in der Blüte ihres Lebens usw. Erfordert es nicht die Gerechtigkeit, wenn eine solche überhaupt in der Welt waltet, daß ihnen nach diesem Erdenleben ein besseres, befriedigenderes Leben aufgegeben? Ist nicht eine höhere Existenzform, wo der Gatte glücklich, der Schwache stark ist, eine unabwendbare Forderung? Die Religionen, zumal die christliche, geben darauf die volle Antwort: „Wohin, du ziehende Wolke, wohin? Ich weis ein dürres Feld! Dort wird mir, weil ich müde bin, ein Ruheplatz bestellt.“ Und du, meine Seele, wohin, wohin? „Hoch über die Wolken hinauf! Da nimmst mich, weil ich müde bin, die ew'ge Liebe auf.“ (J. Sturm.)

haben hier einen Schnitaltar vor uns, der nicht wie die meisten altdeutschen Altäre dieser Art, zerrissen und im Museum aufgestellt wurde. Dieser Altar, aufs engste mit seiner Zeit verbunden, kann nur an dem Platze zur vollen Geltung kommen, für den er bestimmt ist. Von seinem Meister, Hans Schüchlin, wissen wir wenig. Wir finden seinen Namen in den Aufzeichnungen der Stadt Ulm im Jahre 1480 zum ersten Mal. 1505 ist er gestorben. Dafür hat Schüchlin sein Erleben und das Ringen seiner Zeit mit solcher Feinheit in sein einziges bezeichnetes Werk hineingemalt, daß wir leicht einer an Zahlen reichen Biographie entbehren können.

Auf dem eigentlichen Altar, der „mensa“, erhebt sich der Schrein mit einigen Schnitzereien und von einer plastischen Gruppe bekrönt. Rückseite, Flügeltüren und Predella sind bemalt. Mit



dem idyllischen Marienleben bot sich am Werktage der geschlossene Schrein der Gemeinde; darüber herrscht jedoch, von dem Lichte aus altbemalten Chorfenstern, das Kreuz Christi, mahnend zur Einsicht und vertiefend die Abscheu vor der Sünde. Dieses Marienleben — Ausdruck von eigen Lust und Freud — fest sich aus der Verkündigung und Heimsuchung Mariä, der Anbetung des Kindes und dem Dreikönigsbild zusammen. Schüchlin hat dieses Marienleben überaus natürlich und ausdrucksvoll gemalt. Neben einer sehr glücklichen Komposition zeitgemäher Motive und einer vortrefflichen Farbgebung hat er vor allen Dingen die Stimmungen zwischen Hell und Dunkel in feiner Weise zum Ausdruck gebracht. Eine genaue Schilderung der einzelnen Bilder vorzunehmen, würde hier zu weit führen; es sei denn nur bei der Verkündigung auf die Wirkung hingewiesen, die durch die Ueberschnelldung der Landschaft durch die mittlere Säule erzielt ist. Doch nun zu Leid und Qual! Knarrend springen die Flügel auf und vor unseren Augen enthüllt sich feiertäglich die Passion Christi. Die Gemälde in ihrem zarten Farbton erschließen uns ein von Wehmut und Schmerz durchflutetes Herz dieses kindlichen, aber eigenen Meisters. Wie wenn er die Farben mit seinen Tränen gebleicht hätte.

Wir lesen die Geschichte, indem unsere Augen vom linken Flügel von oben nach unten gleiten, um wieder in der Mitte oben zu beginnen, dann aber beim rechten Flügel von unten nach oben weiter zu verfolgen: Christus vor Herodes und Kreuztragung. Kolorierte, plastische Mittelgruppen: Kreuzabnahme und Beweinung (oben dominiert wie bei geschlossenen Flügeln das Kreuz Christi). Nächster Flügel: Grablegung und Auferstehung. Wir haben hier eine höchst sinnreiche Zusammenstellung nach geistigem Gehalt, der es nicht erlaubt, daß über der Auferstehung noch ein anderes Bild angeordnet sei; ebenso gut passen tiefbewegte Kreuztragung und leidenschaftliche Totenklage zusammen. Zwischen den Flügeln und mittleren Gruppen sind noch vier geschnittene Figuren von rein ornamentaler Wirkung eingeschaltet, die neben sonstigemzierwerk des Schreinninnern (Engel, Maßwerk und Wappen der Stifter) von großem architektonischem Schwung, wie kompositioneller Vorbereitung auf die das Ganze beherrschende Kreuzigungsgruppe zeugen. Die Seele dieses Künstlers bereitet sich wie der romantische Hauch eines Novallis über diesen Altar. Schüchlin ist hier Lyriker und Philosoph. Und hätte der Meister über die

manchmal herben und ungeschickten Holzfiguren, die gewiß nicht aus seiner Hand stammen, nicht jene wundervollen Farbtöne gelegt, so wäre von Einheit und Wert dieses Werkes vieles verloren gegangen. Dadurch, daß Schüchlin bei der Predella auf alles Maßwerk und Bierat verzichtet hat, und damit das Schöne am ganzen Altar schuf, gibt er uns den Beweis, daß das Schnitzwerk die Arbeit eines Freundes ist. Schüchlin ist der gedankliche Urheber und farbige Ausgestalter des Tiefenbronner Hochaltars. Diese Predella nun mit Gottvater und den zwölf Aposteln, die sich in zwei Reihen um ihn gruppieren, ist durchpustet von einem Rhythmus und einer Charakteristik, daß sie weit über der damaligen Kunst steht und noch heute vorbildlich ist. Wer einmal die Charakterköpfe dieser Jünger mit ihren Gebärden erschaut hat, wird sie so leicht nicht mehr vergessen: ihre Lebendigkeit dringt durch das Auge und bleibt im Inneren haften.

Aber in diesem Tiefenbronner Hochaltar steckt nicht nur Leben, Streben und künstlerisches Ringen unseres Meisters Hans Schüchlin, sondern auch die oberdeutsche Seele jener Zeit um 1500, da sich noch alle Stände unter der Hoheit der Kirche beugten, und das ganze Volk sich gleichsam einträchtig zusammenfaßte unter den von mystischen Schauern durchhauchten Gewölben der gotischen Kirchen.

Die Menschen von heute wissen wenig um diesen Geist. Das weltabgeschiedene Tiefenbrunn, früher ein reiches Dorf, darf nur wenige in seine Mauern begrüßen, und der zutiefst mit seinen Altären vertraute Geistliche nur selten Freunde durch das alte, der Renovierung bedürftige Kirchlein führen.

Waldreiche Wege führen in gemüthlicher Tageswanderung über die Ruinen Liebenegg und Steinegg, die der schwäbische Dichter D. Christian Wagner so schön besungen, zum Kirchlein von Tiefenbrunn, das neben Schüchlins Hochaltar, dem Kreuz-, St. Wendes- und Rosenkranzaltar auch Lucas Mosers herrlichen St. Maria-Magdalena-Altar beherbergt.

„Schrie kunst schrie und klag dich fer  
Din begert jech niemen mer.“

so steht am geschlossenen Schrein dieses Altars. Deuten wir die Klage Mosers auch für unsere Zeit!

Verächmähen wir Edelsteine nicht, weil wir nur nach Brot hungern!

## Rudolf K. Goldschmit / Goethe und Kleist.

Immer wieder wird die Einsamkeit als ein wesentlicher Zustand der Seele Kleists betont. Aus Einsamkeit wächst auch für Kleist wie für Hölderlin und Nietzsche der Schrei nach Freundschaft und Verstehen. Kleist ist der in seinen vielen Hoffnungen am meisten gezeichnete deutsche Dichter. In den Jahren grenzenloser Einsamkeit, qualvoller Verlassenheit, treibender Sehnsucht, heftigen Schaffensdranges und dichterischer Reizbarkeit weiß er aber immer noch ein großes Ziel, eine einzige Hoffnung, ein Wollen, dessen Verwirklichung ihn heilen und stützen könnte: Weimar. Einer leb' dort: Genie, Dichter, Mensch. Goethe müßte ihn verstehen. Nicht vom Reich, sondern vom Wunsche nach Anerkennung ist zunächst sein Verhältnis zu Goethe bestimmt. Dieses Verhältnis stellte ein Rätsel dar. Niemand vermag das letzte Wort zu sagen. Zwei Weltgefühle streiten sich. Wer Form und Maß, wer Taft und Ordnung, wer Ruhe und Weisheit liebt, entscheidet sich für Goethe, wer mit Temperament und Jugend, wer mit Leidenschaft und Menschenliebe, wer mit Sehnsucht und mit heißem Wollen mitfühlen und -schwingen kann, steht ganz auf Seiten Kleists. In dieser Gegenwärtigkeit Kleist-Goethe wird die Jugend immer hinter Kleist treten. Dennoch, wir müssen beide zu verstehen suchen. Jemand wie wohnt auch solch tragischem Zusammenprall der Genien Naturgegebenheit inne. Früh kennt Kleist Goethes Werk. Er liest eindringlich Wilhelm Meisters Lehrjahre; in seinen Briefen kehren zahlreiche Wendungen aus dem Roman wieder. Noch im Dorfrichter und seinem Schreiber sehen wir Goethes Gestalten der Lehrjahre neu geformt. Mit Verehrung beginnt das Verhältnis Kleists zu Goethe. In Das endet es.

\* \* \*

Aus Boden und Wurzel verstehen wir Wachstum und Krone. Herkunft und Weg stoßen sich scharf ab. Goethes Heimat ist der Südwesten Deutschlands; alter Kulturboden, Bürgerlichkeit der freien Reichsstadt. Was hier Jahrhunderte an Kunst und Wissenschaft geblüht und gediehen, in Goethes Gestalt wächst es harmonisch zur Einheit zusammen. Er ist zeitlos, weil er Jahrhunderte zusammenfaßt. Kleist kommt von ostdeutschem Boden, wo die deutsche Kultur jung, das Leben ohne Tradition, die schöpferischen Kräfte isoliert außerhalb einer Kulturengemeinschaft stehen. Goethes dichterische Sendung wird durch Herkunft und Schicksal gefördert. Er kann ohne Hemmung den Kern entwickeln. Kleist kommt aus junkerlicher Familie; achtzehn Generale, zwei Feldmarschälle sind seine Vorfahren, der Soldatenberuf deshalb auch der natürliche für ihn. Er muß sich kämpfend zum eigenen Weg durchschlagen. Was den Menschen fördern kann, hat Goethe: Menschen. Die drei Wesen, die immer stärkster Antrieb, Anreger und Kritiker sind, begleiten Goethes Entwicklung zum ersten und am frühesten: eine verstehende, helfende, gütige Mutter; zum

andern: Freunde, der aufmunternde und Weg weisende Führen in der Jugend: Herder; der kritische Freund: Merck; in der Vollendung der verlebende Genosse: Schiller; und zum dritten: auf jeder Station des Lebens die große, schöpferische, beglückende Liebe der Frauen. Alles das muß Kleist entbehren. Die Mutter stirbt, als er sechzehnjährig, der Vater gar schon, als der junge Kleist elfjährig, also noch Kind ist. Er sucht sich nach Freundschaft der Politiker Kleist findet den Genossen für kurze Zeit in Adam Müller, der Dichter und Mensch bleibt einsam. Begeben sich er die Liebe. Weder Wilhelmine von Zenge, noch das Schweizer „Mädli“, mit dem er eine kurze Idylle verlebte, sind ihm schicksalsbestimmt. Er ist ein Fremder unter Frauen, er, der aus der Sehnsucht der Verlassenheit die reinsten, zartesten Frauen der deutschen Dichtung schenkte. Goethe kennt nie die Sorgen des Alltags. Kleist, der Junker, muß sich von seiner Familie lassen, er sei ein Nichtsverdiener und liege ihnen auf dem Hals. So fern- und formverschieden treten sich also Goethe und Kleist gegenüber. Und nun kommt der bitterste Zufall der Dichtungsgeschichte: wäre Kleist dem jungen Goethe begegnet, zwei Feuer wären vielleicht in einer Flamme der Freundschaft zusammengelodert und unausdenkbar wäre die Ernte, unausdenkbar Kleists Weg und Werk. Aber mit solchen „Wenn“-Hypothesen darf die Geschichte nicht rechnen. Kleist stößt auf Goethe, als dieser sein Weltgefühl bereits bis in die letzten, verästelten Feinheiten geordnet, geformt und zur Klarheit gebracht hatte; er stößt auf den reifen Goethe. Hier hätte das oft mißbrauchte, viel zitierte, bis zur Banalität abgegriffene Wort vom Olympier schicksalhaften Sinn: Der Dämon Kleist stößt auf den Olympier Goethe. Ein Leben lang hatte Goethe sich abgemüht, mit sich und der Welt ins Reine zu kommen. Wie kühl war er dem Dichter der „Räuber“ zuerst begegnet, auch als dieser schon klassisch und kantisch erzogen schien, und sollte er jetzt das mühsam Erworbene sich in Unordnung bringen lassen durch das Wühl- und Nerventalent eines jungen, auch noch so begabten Dichters der neuen Generation. Beherrschung und Maß ist des reifen Goethes eigenster Besitz und Wesen; Ehrlichkeit und Konsequenz des Gefühls Kleists einziges Grundgesetz des Lebens und Tuns. Goethe hatte für Kleist den „reinsten Voratz einer aufrichtigen Teilnahme“, aber seine Persönlichkeit war schon so geschlossen, so geformt, daß es beim Voratz blieb und ihm Kleist doch schließendlich „Schauer und Abscheu wie ein von der Natur schön intentionierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre“, erreagte. Als Goethe viel später diese Worte zu Eckermann über Kleist sprach, wollte er nicht mehr anerkennen, wie eben alles Genialische und Dämonische im Werden von der Norm abweicht und also unnormal, vom Gesetz, nomos sich abtötet und also anomal ist und wollte nicht mehr dem Individuum die willkürliche Sonderheit zuerkennen, weil er darin Gesetzmäßigkeit sah. Mit wie viel



glühender, heißer Verehrung, mit fast abgöttischer Liebessehnsucht nähert sich der junge Kleist dem Großen in Weimar. „Auf den Knien seines Herzens“ bringt ihm Kleist seine Penthesilea dar. Goethe hat für keines der Werke Kleists Verständnis. Ein einziges Mal war Kleist auch persönlich Goethe gegenüber gestanden. Als ein Unbekannter besucht 1802 Kleist auf der Rückreise Goethe. Die überlieferten Zeugnisse sprechen für eine solche Begegnung. Aber Goethe, der Menschenkenner, fühlt nicht den Genius im Menschen. Er schüttelt abweisend den Kopf über Kleists Versuch, den Amphitryon zu modernisieren und sieht darin nur „eine Verwirrung der Sinne“, weil „die Antike und Moderne künstlich getrennt“ sind. Den zerbrochenen Krug führt er in Weimar auf, ohne das spezifisch Theatralische, Spannungsmäßige zu entdecken. Er reißt doch das ganz aufs Ziel und Ende behende Werk in drei Akte auseinander und verschuldet so den Mißerfolg, ja einen regelrechten Theaterstandal. Etwas geringschätzig spricht er von Kleists „Wasserkrug“, dem es an Handlung fehle. Daß der Dichter der Volkszügen im Egmont diesen Humor verstehen müsse, hatte Kleist vergeblich gehofft. Beim Käthen findet Goethe eine „erschreckende Mischung des Nüchtern-Erotischen mit realer Darstellung“. Kleist aber dachte mit brennender Seele an Goethes Gretchen und Klärchen. „Ein wunderbares Gemisch von Sinn und Unsinn. Die verfluchte Unnatur! Das führe ich nicht auf, wenn es auch halb Weimar verlaugt.“ Mit solchen Worten lehnt Goethe die Aufführung ab. Aber die Penthesilea muß doch Goethe verstehen? meint Kleist in naiver Gläubigkeit und abgöttischer Verehrung. Er fühlte zwar: eine Bühne, die Pfand und Kothelue aufführt, ist nicht der Boden für die Penthesilea und ein Publikum, nein: ein Theaterpöbel, der bei Pfands Nüchternen Tränen vergießt, wird nicht vom Seelenschmerz der Penthesilea ergriffen. Vielleicht war es unflug, im Widmungsbrief an Goethe von vornherein die damalige Bühnenfremdheit dieser Tragödie zu bekennen. Müßte man Goethe in seiner Antwort das Bekenntnis auf: „Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir, zu sagen — denn wenn man nicht aufrichtig sein sollte, so wäre es besser, man schwiege gar —, daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der auf neu Jerusalem, und ein Portugiese, der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Brettergerüst möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hier Rhodus, hier saltal! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Wölfen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge lassen sich freilich mit freundlicherem Tournieren und gefälliger sagen. Ich bin jetzt schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe. Nächstens mehr.“

Nun war die Trennung da. Zu groß war für Kleist der Schmerz, die Enttäuschung, der Groll und lange Jahre strömende Sehnsucht. Jetzt durch Affekt in Haß getrieben, entluden sich Gefühle in bitteren Epigrammen. Den Kranz vom Haupte wollte er ihm reißen: zum Duell fordern für die Mißhandlung seines Lustspiels. Goethe hatte so manches vergessen. Auch sein Götze war nicht für die Bühne geschrieben, sein Tasso war für das kommende Theater geschaffen und seine Pandora und sein Bürgergeneral später so Bühnenfern, wie keines der Werke Kleists. Der grollende, verbitternde aufschreiende Kleist erinnerte Goethe an die Greuel der von ihm so hoch geschätzten Antike und hält ihm den Oedipus vor:

„Grenel, vor dem die Sonne sich birgt! Demselbigen Weibe Sohn zugleich und Gemahl, Bruder den Kindern zu sein!  
Aber solche Erinnerungen verhallen an Goethes Ohr. Er wollte nicht hören. Kleists Haß wächst. Nicht mehr den Kranz vom Haupte, nein, die kalte starre Maske vom Antlitz will Kleist jetzt dem „Olympier“ zerren:

„Herr von Goethe.“  
„Siehe, das nenn ich doch würdig, fürwahr, sich im Alter beschäftigen!  
Er zerlegt jetzt den Strahl, den seine Jugend sonst warf.“

Helmut Richter / Das Leben.

Willst du das Geheimnis wissen,  
Diese letzte Frage an uns richten?  
Ach, wir sind vor schwankenden Kulissen  
Spieler, die sich eine Rolle dichten!  
Immer müssen wir die Segel hissen  
Und den Anker unsres Friedens lichten;  
Von der Strömung in das Meer gerissen  
Bleibt uns nur ein Lächeln, ein Verzicht!

So maßlos verbittert ihn Goethes Kälte, daß er in die Schlafzimmers-Erlebnisse dringt und Goethes Liebesleben mit Christiane und seine späte Ehe dem Gespötte überliefert:

Das frühreife Genie.

Nun, das nenn ich ein frühgereiftes Talent, doch, bei seines Eltern Hochzeit bereits hat er den Carmen gemacht.  
Jedermann wußte ja, daß Goethe sich hatte trauen lassen, als sein Sohn schon ein großer Junge war.

So schoß Kleist epigrammatische Pfeile gegen Goethe ab. Keiner unserer Dichter war so groß im Lieben und Hassen zugleich. Wieder einmal war die Geschichte um eine große tragische Szene bereichert; wieder einmal gingen zwei Genien aneinander vorbei; Nietzsche meinte: „Was Goethe bei Heinrich von Kleist empfand, war sein Gefühl des Tragischen, von dem er sich abwandte: es war die unheilbare Seite der Natur. Er selbst war konziliant und heilbar.“ Milde ist hier gefaßt, was schroffer formuliert, auf jenen Egoismus Goethes hinausläuft, den er sich vielleicht als Waffe für Erhaltung und Formung des eignen Ich vorhielt. Groß, erhaben steht er da und murmelt:

„Was euch nicht angeht,  
Müßet Ihr meiden!  
Was euch das Innere stört,  
Dürft ihr nicht leiden!“

Das war klar und fest gefühlt und gegenüber dem in allerlehtem Grunde von ihm gefürchteten Kleist seinem Sein gemäß gedacht. Auch wer sieht, wie Kleists Eitelkeit mit getroffen war, fühlt deutlicher noch den Schmerz. Kleist ist gewiß nicht in der Tod gegangen, nur weil er von Goethe zurückgestoßen ward, und er ist auch seelisch nicht darüber allein zusammengebrochen. Aber dieses Erlebnis, diese Kälte und Fremdheit Goethes gegenüber Kleist bildete im Bewußte der Enttäuschungen und Erschütterungen der Seele des Dichters ein so bedeutames Glied, daß es nicht die Summe der anderen Erlebnisse, die schließlich mit zum Zusammenbruch führten, wohl aber jedes einzelne Erlebnis überwog. Der Dämon Goethes, der Maß, Ordnung, Form verlangte, stand feindselig gegen den Dämon Kleist, der sich seine Seins-Form aus den Wallungen des Gefühls bilden ließ. Und Goethes Dämon blieb siegreich.

So formuliert sich uns der Fall Goethe-Kleist in seiner individuellen Erscheinung. Anders aber, gerechter und verstehender, urteilen wir, wenn wir diese Episode in der deutschen Geistesgeschichte aus seiner individuellen Zufälligkeit lösen und statt der beiden Gestalten die in ihnen wirksamen Kräfte in ihrer symbolischen Typik erfassen. Kein geringerer als Hebbel, der Kleists Leid zu tiefst verstand, hat den Schlüssel für Erkenntnis und Beurteilung des Falles Goethe-Kleist gegeben, als er über Goethes Leben schrieb:

Anfangs ist es ein Punkt, der leise zum Kreise sich öffnet,  
Aber wachsend umfaßt dieser am Ende die Welt.

In Goethe ist das erste und einzige Mal in der deutschen Geistesgeschichte die Welt als eine Einheit persönlich und leiblich Gestalt, sichtbar und lebendig geworden. In der Persönlichkeit Goethes lag die Aufhebung der scheinbaren Widersprüche dieser Welt zu einer gleichmäßigen Einheit, und Goethe erreichte diese letzte ideale Seelenhöhe, indem er sich der Welt als Erlebender hingab, indem er nicht wie Kleist alles unter das Joch seiner zufälligen Existenz bog, sondern die Erscheinungen der Welt in ihrer symbolischen Unexistenz zu begreifen suchte. Was bei diesem Einheits-Erleben ihm nicht symbolisch erschien, das schied er aus. Die Kräfte, die in ihm wirkten, kamen deshalb schließlich in eine überwirkliche, das Chaos überwindende, in sich auflösende Einheit, weil sie dienbar waren auch dem Individuellen. Kleist aber erkannte als Mensch die Einheit der Welt nur in seiner zufälligen Existenz an, er suchte alles in das Prokrustes-Bett seines ekstatischen Temperaments zu zwingen und verfälschte damit die Einzelercheinungen aus Egoismus. Der Welt gegenüber zeigte sich Kleist weit launischer, kindlich wollender, egoistischer, als der als Egoist verschriene Goethe. In seinem Wachstum umfaßte Kleist die tiefsten metaphysischen Formen der Welterscheinung und Daseinsmöglichkeiten, aber es waren Fragmente der Totalität, während Goethe in seiner Existenz schließlich das Ganze umfaßte und zur Erscheinung und zum Leben brachte.

Aber oft erhebt uns ungeheuer  
Eine Woge fern dem Strand —  
Brandet Schicksal? Trägt uns Gottes Hand?  
Unsre Faust umkrampft das Steuer,  
Näher blinkt ein Trost, ein Feuer,  
Und das Schiff spürt Land! . . .

14.  
J. A.  
Mit  
deutlicher  
neuen K  
Arberg  
bummel  
unbekan  
Van  
z. E. m  
Klaziem  
Quartie  
eines K  
Offizier  
Hauje e  
tätiger  
großes  
in einer  
getan w  
Im  
eine zur  
der Rad  
ein inte  
muet e  
hohen I  
lassen,  
solcher  
Anfers  
kann un  
Der P  
richtung  
Leiter  
richten.  
leider n  
das Gar  
große  
der Bet  
berühre  
ergriffe  
Kirche  
Die  
Besitz h  
des Van  
nichts.  
druck v  
groß, b  
kann.  
zeitigen,  
Eind.  
viertel  
Gemb.  
treten,  
dunast  
Geand  
Baumw  
of: in  
dauern.  
Kaffee  
ernährt  
Lachep